

Kriegsende in Aachen – Zeitzeugen

– Walter Noppeney –

„Am schlimmsten war es in Belgien, im Lager Hombourg, eine ehemalige belgische Militärkaserne.

Das brennende Aachen habe ich 1944 von Geilenkirchen aus gesehen, als ich dort für einige Tage bei Verwandten war. Noch bei der Rückkehr brannten die Häuser in der Jülicher Str., und ich hatte nur einen Gedanken: ‚Jetzt findest Du niemanden mehr von Deiner Familie zuhause‘.

Die erste Evakuierungswelle fand ja bereits im Sommer 1944 statt als nämlich alle höheren Schulen evakuiert wurden. Meist weit weg z.B. ins Sudetenland. Aber meine Eltern waren dagegen. Sie wollten nicht, dass die Familie mit ihrem einzigen Sohn auseinander gerissen wird. Also besorgten sie mir über einige verschlungene Wege und Verbindungen einen Schulplatz in Eschweiler. Den brauchte man nämlich, um bleiben zu dürfen. Das klappte auch. Aber da bin ich eigentlich nie angekommen, jedenfalls selten rechtzeitig. Denn es gab ja laufend Angriffe aus der Luft auf die Kleinbahn, und man musste raus, was gefährlich war und die Fahrt verzögerte sich, und als wir irgendwann endlich ankamen, war der Unterricht oft schon zu Ende. Überhaupt gelang es uns und mir, mich möglichst um alle NS-Organisationen zu drücken. Eine Uniform habe ich nie getragen. Jungvolk war Pflicht, aber um die HJ bin ich mit Hilfe meiner Mutter herum gekommen und für das Militär, egal ob LwH oder Landser, war ich zu jung. Allerdings war das mit dem Herumdrücken gar nicht so einfach, und so manches mal knapp, etwa einmal als die Polizei in unser Haus kam, um mich zu suchen, nachdem mich ein benachbarter „Goldfasan“ (demonstrativ dekoriertes NS-Funktionär) bei den Behörden angeschwärzt hatte. Ich hatte mich um den Schanzdienst gedrückt. Ich höre noch heute die schweren Stiefel auf der Kellertreppe herunter kommen und meine Mutter geistesgegenwärtig auf die Frage antworten, wo ich denn sei: ‚Der Junge ist doch in der Schule, in Eschweiler.‘ Dabei hatte sie mich gerade noch versteckt, hinter der Tür, keinen Schritt entfernt von den Uniformierten. Hautnah bekam alles mit. Unverrichteter Dinge gaben sie schließlich nach und zogen ab. Viel später erst begriff ich, in welche Gefahr die Mutter sich und uns gebracht hatte! Das war wohl Mutterliebe...

Die Front rückte immer näher und damit wurden auch die Gefechte um die Stadt heftiger. Dadurch spitzte sich auch die Lage der zurückgebliebenen Zivilisten immer mehr zu. Dennoch kam der Marschbefehl unvermittelt, hatte doch Hermann Göring noch wenige Tage zuvor in Aachen am Frankenberger Bunker kategorisch verkündet, die Stadt werde auf keinen Fall evakuiert. Und überhaupt war diese Maßnahme für uns, meine Eltern und mich zwiespältig. Denn als überzeugte und aktive katholische Christen standen die Eltern dem Regime traditionell eher kritisch gegenüber, aber als dekoriertes Ex-Soldat des ersten Weltkrieges war mein Vater stets

staatstreu und pflichtbewusst gewesen. Zudem war er als Transportleiter amtlich beauftragt, die Evakuierung mit zu organisieren. So blieb uns wenig anderes übrig, als uns auch auf den Weg zu machen. Alles war bereit, die notwendigsten Habseligkeiten auf einem umgebauten Fahrradträger gepackt und dann ging es los. Sollte es losgehen. Denn schon in der Jülicher Str. kamen wir unter amerikanischen Beschuss aus dem Aachener Wald. Wir konnten uns nur ‚Hals-über-Kopf‘ in den Bunker Scheibenstr. retten, wo wir erst mal blieben. Denn an Wegkommen war zunächst auch überhaupt nicht zu denken. Als dann aber bald auch schon die Meldung kam, die Evakuierung wird gestoppt, war für uns damit auch die endgültige Entscheidung gefallen: ‚Jetzt bleiben wir! Egal was noch kommt‘.

Aber das sagte sich so leicht. Nachdem wir einen neuen Unterschlupf – im Bunker konnten und wollten wir nicht bleiben – in einem geräumigen und sichereren benachbarten Luftschutzkeller, gemeinsam mit einigen Nachbarn gefunden hatten, wurde die gesamte Lage immer bedrohlicher: Kein Strom, kein Wasser, kein Gas, die kargen Vorräte gingen zuneige, ja, man der Hunger nagte, gerade für so einen jungen Burschen, wie ich einer war. Da musste man sich selber helfen, egal wie. Hier und da hörte man von diversen Lebensmittellagern, Edeka, Nagel & Hofbauer etc. Und unerschrocken – im Rückblick – sind wir dahin. Meine Mutter mit mir und häufig auch ein kleinerer Nachbarjunge, das Hänschen. Wenig später war er tot. Ein Volltreffer in einem Luftschutzkeller hatte ihm das Leben genommen.

Wir konnten alles gebrauchen und nahmen was wir tragen konnten, auch zum Tauschen. Einmal, es war stockfinster in dem Gebäude, tasteten wir uns vor und da passierte es. Ein ganzes Regal mit edelsten Spirituosen kippte mit entsprechendem um. Uns rutschte das Herz noch tiefer. Ein großer Scherbenhaufen, überall Alkohol, so dass man regelrecht besoffen wurde nur vom Einatmen. Wiederum aus heutiger Sicht beurteilt, war das richtige Plünderung, wohl nichts anderes. Und es war beileibe nicht ungefährlich, galt doch das Standrecht und für Plünderung drohte die Höchststrafe, das wusste man, und trotzdem...

Obwohl es draußen immer gefährlicher wurde, mussten meine Mutter und ich, der Not gehorchend, immer wieder den sicheren Keller verlassen. Plötzlich in unserer Straße ein riesiger Panzer. Deutsch oder amerikanisch? Schnell wurde uns klar, dass es ein vorgeschobener Spähtrupp der Amerikaner war, der sich aber schon bald wieder zurückzog. Später erst wurde es ernst. Straße um Straße rückten sie vor und aus Vorsicht und Sorge vor Gegenwehr, ‚beharkten‘ sie die Häuserfronten systematisch mit Maschinenpistolensalven. Man kann heute nur ahnen, wie wir uns gefühlt haben, als wir im Keller sitzend die Einschläge hörten. Ein Mitbewohner hat sich schließlich mit einer weißen Fahne aus dem Haus getraut und den Amis zu verstehen gegeben, hier sind nur Zivilisten. Alle mussten, so wie sie waren, sofort das Gebäude verlassen und wurden unter Bewachung zu

Fuß in das Auffanglager Brand (Lützow-Kaserne) geführt. Doch schon am nächsten Tag ging es weiter, als uns die Amis auf offenen LKWs nach Belgien in die ehemalige Kaserne Hombourg verfrachteten. Dort begann wie gesagt die schlimmste Zeit: Hunger, Durst, Verlausung als Folge der furchtbaren hygienischen Zustände... Rund fünf lange Wochen unter diesen katastrophalen Bedingungen mussten wir dort verbringen. Bewacht wurden wir durch bewaffnete Mitglieder der Widerstandsbewegung ‚Armée blanche‘. Alle Insassen wurden von den Amerikanern einzeln und eingehend vernommen und nach und nach freigelassen. ‚Unbescholtene‘ natürlich zuerst. Irgendwann durften auch wir endlich gehen. Inzwischen waren wir derart verlaust, dass man schon dachte, die Kleider könnten von ganz alleine gehen... Fürchterlich! Alles musste weg. Aber Gott sei Dank als wir ankamen, stand das Haus noch, wenn auch nicht unbeschädigt. Das war für uns einerseits das Ende - und gleichzeitig doch ein neuer Anfang. Wir hatten überlebt, es gab noch Vorräte aus den letzten Wochen der ‚Beschaffung‘ und wir hatten uns und konnten wieder neu anfangen.

Und dieser Anfang hatte viel mit meiner Person und den Amerikanern zu tun. Schule war noch nicht. Ich war arbeitsfähig und so hatte ich mich beim Arbeitsamt zu melden, sonst gab es die so wichtigen Lebensmittelkarten nicht. Arbeit wurde zugewiesen. Und nach zwei Anläufen mit unzumutbaren Arbeiten, einmal zur Entmüllung einer Garage bei einem Glaser und dann zur Kadaver- und Leichenbeseitigung beim städtischen Friedhofsamt, hatte ich wirklich Glück. Obwohl ich wenig bis kaum Englisch sprach, meldete ich mich als Dolmetscher für einen höheren Offizier des amerikanischen Hauptquartiers Europa, Captain Benard Peters. Die Aufgabe schien lösbar, ging es doch lediglich um die Alltagskommunikation zwischen dem amerikanischen Captain und der deutschen Haushälterin in einer noblen Villa im Aachener Süden. Dort tat sich für mich eine völlig neue Welt auf. Ich war erschlagen von so einem Luxus. Es gab alles und mehr. Alles, was wir so entbehrt hatten und so fiel genügend ab zum Mitnehmen nach Hause, zum Verzehr aber auch so manches für den so wichtigen Tauschhandel, denn sonst hatte die Familie ja zu dieser Zeit keinerlei Einkünfte. Zu Dolmetschen gab es zudem eigentlich gar nichts, da die Militärs tagsüber unterwegs waren zu den Kohlekraftwerken, um die Region wieder mit Strom zu versorgen. Dabei erinnere ich mich an eine lustige Randnotiz, bezeichnend für die lässig-amerikanische Mentalität: die Amis zogen ihre ‚Stahlhelme‘ auf, sprangen in ihre Jeeps und rauschten los. Aber die Helme waren gar nicht aus Stahl. Vielmehr aus einer Art speziellem Pappmaché. Da die Kämpfe zunächst vorbei schienen, reichte scheinbar auch eine bequemere Attrappe.

So hatte ich viel Zeit, war lernbegierig und las alles was ich fand: vor allem amerikanische Zeitungen ‚The stars and stripes‘, den ‚New York Harold Tribune‘ und so weiter. So lernte ich in diesen tollen vier Monaten Englisch! Aber ich lernte noch mehr, z.B. eine weitere Facette der US-Boys, die vielleicht nicht so bekannt ist. Die Amis nahmen mich nämlich mit auf ihre sogenannten ‚Raubzüge‘ – sie plünderten vor allem die be-

nachbarten Villen: Silber, Leuchter, Porzellan... und so manch anderes Wertvolle! Ich habe keine Ahnung, was damit geschah.

Captain Peters, der führende Offizier, hatte wohl einen Narren an mir gefressen, an dem jungen Burschen ohne Naziverflechtung, groß, ausgehungert, neugierig und bot mir, als die Besatzungszonen neu aufgeteilt wurden, an, mitzugehen in das neue Hauptquartier nach Frankfurt am Main. Aber so verlockend das Angebot auch war, konnte ich es doch nicht annehmen und Aachen und meine Eltern verlassen. Tatsächlich eine verrückte Zeit!“

Geb.: 26.10.1929

Termin: 07.02.2014, 9:30 – 11:00 Uhr